

Die reichere musikalische Versorgung des Gottesdienstes.

Zwei Vorträge, gehalten in der Mitgliederversammlung
der Neuen Bachgesellschaft in Eisenach
am 29. September 1917.

Geh. Konsistorialrat Prof. D. Julius Emend (Münster):

Sehr verehrte Damen und Herren!

Im Evang. Kirchenblatt für Schlesien wurde neuerdings (Jahrgänge 1915 und 16) einmal wieder anhaltend und von den verschiedensten Seiten her die alte Frage erörtert: Wie kann unserm Gottesdienste der Charakter der Anbetung und der Feier gewahrt oder zurückgewonnen werden? Bei dieser Gelegenheit hörten wir von einem eigentümlichen Vorfall. In eine schlesische Dorfkirche trat während der Predigt ein Fremdling ein, sah sich in dem Raume um, schritt zum Altare hin, warf sich dort nieder und verharrte einige Augenblicke in lautloser Andacht. Dann stand er auf und verließ ganz still die Kirche mit leuchtendem Angesicht. — Der Prediger hatte seine Rede unterbrochen; jetzt nahm er sie wieder auf. Aber viele seiner Hörer waren nicht mehr bei der Sache. Sie hatten den Eindruck gewonnen, jener fremde Mann — ein armer Slowak — habe in dem Gotteshause Größeres erlebt als sie, die Hausbesitzer.

1.

Unsere Kirche ist Predigtkirche. Darin liegt ihre Stärke und ihre Schwäche. Und das sagt eigentlich alles.

Geschichtlich ist diese Lage verständlich genug. Mit wenigen Strichen will ich die Entwicklung der Dinge darstellen. Die gottesdienstliche Rede war ursprünglich Herz und Seele der

christlichen Sonntag-Morgenfeier. In beiden katholischen Kirchen hat sie diese beherrschende Stellung eingebüßt; im Morgenland wie im Abendland ist die Messe, deren älteste Bestandteile der urchristlichen Abendfeier angehörten, die aber bald auf den Morgen verlegt wurde, der Predigt in den Weg getreten. Im Orient mit solcher Unduldsamkeit, daß die Predigt nicht nur aus der Kultushandlung, sondern auch aus dem Kultusraume, ja überhaupt endgültig verschwand. In der römischen Kirche immerhin mit der Wirkung, daß die Kanzelrede nicht ein wesentliches Stück des eigentlichen Kultus blieb, sondern eine da und dort geschätzte, aber durchaus unverbindliche Zugabe wurde.

Nun stellten unsre Reformatoren die Predigt wieder in den Mittelpunkt des ungetheilten Gottesdienstes hinein. Das war ohne Zweifel Rückkehr zum Urchristentum. Aber es ist nur zu verständlich, daß das Kanzelwort, zu der höchsten Machtvollkommenheit erhoben, sozusagen Rache übte für Jahrhunderte lange Zurücksetzung und nun seinerseits alle anderen gottesdienstlichen Bestandteile und Ausdrucksmittel entweder beseitigte oder als unwesentlich in den Schatten drängte. Der Umstand, daß das nicht überall mit strenger Folgerichtigkeit geschehen ist, hindert uns nicht, die große Linie der (aus Stoß und Gegenstoß bestehenden) Bewegung deutlich zu erkennen. —

Dieser geschichtlichen Betrachtung stelle ich geschwind eine grundsätzliche Überlegung an die Seite. Der Protestantismus ist die Religion des Geistes, nicht der Phantasie; des Gedankens, nicht der Stimmung. Daher ist ihm das klare, nüchterne Wort von Anfang an nicht nur unentbehrlich, sondern nahezu ein und alles. Was nicht auf einen deutlichen, einleuchtenden Wortausdruck gebracht werden kann, das gilt ihm als nebensächlich, wenn nicht als verdächtig. Das ist das Männliche, das Mannhafte in unserm germanischen und evangelischen Christentum. E. M. Arndt hat es unvergleichlich treffend ausgesprochen: „Fürwahr, es muß die Welt vergehen, vergeht das echte Männerwort!“ Ist aber auch hier das Prinzip nicht allenthalben mit vollkommener Strenge und Schärfe durchgeführt worden, so ist es darum doch weithin

als geltende Macht und gutes Recht erkennbar. Wie wir uns kein Fest ohne Festrede vorzustellen vermögen, so haben wir Gottesdienste ohne klare Zeugnisse in unsrer Muttersprache nie begehrt, aber auch keine kirchlichen Handlungen — Taufe, Trauung, Begräbnis — ohne ein klares, gemeinverständliches Wort. —

Unsre Stärke ist unsre Schwäche. Das Irrrationale, ein so wesentlicher Bestandteil im Bereiche des Heiligen, — das, was höher ist denn alle Vernunft — kommt dabei notwendiger Weise zu kurz. Aber dieser Schade ist nicht der einzige. Da wir Kezer von Anfang an auf Abwehr und Angriff angewiesen waren, so drohte unserm Wortgottesdienst vom ersten Tage an vollends die Gefahr der Entartung, schon durch den gewollten und bald genug überspannten Gegensatz. Nicht nur Intellektualismus, auch Dogmatismus und Moralismus, wohl gar Zelotismus stellten sich ein und schmälerten oder raubten unsrem Gottesdienste, was er nun einmal seiner eigentlichsten Aufgabe nach nicht entbehren kann: Feierstimmung, Andacht, Anbetung. Dies Verhängnis scheint mir aber mit verursacht zu sein durch eine schädliche, bedauernswerte Begriffsverwechslung.

Wenn Luther mit so gewaltigem Ernst „das Wort“ als das Eine Notwendige, als den wahren Schatz der Kirche, als das unbedingt Gebotene — auch und vor allem im gemeinsamen Gottesdienst — dahin stellt und fordert, so meint er nicht sein Wort, nicht das des Kanzelredners, sondern das Wort der Schrift, das Wort der Propheten und Apostel, das Wort Christi und Gottes! Daß man bald genug diese unvergleichliche Größe verwechselte und vertauschte mit der Auslegung und Anwendung des Wortes durch den kirchlichen Amtsträger auf der Kanzel, mit dem Predigerwort, das lag allerdings nahe genug. Einmal ist das persönliche Glaubenszeugnis so gewaltiger Männer, wie sie das Zeitalter der Reformation auf den Plan rief, den Hörern wirklich als Gottes Wort zu Ohren und Herzen gedrungen. Zum andern aber leuchtet uns gewiß ein, daß Bibelsprüche und Berichte der heiligen Schrift, daß Psalmworte und Paulusbriefe, sollen sie den

Christen einer ganz anderen Zeit- und Weltlage wirklich nahe gebracht werden, der Verarbeitung, der Umsetzung, der Neuschaffung bedürftig sind. Und eben das kann nur durch Führer und Meister geschehen, die das Gegenwartsbedürfnis zu decken sich bemühen durch Gegenwartszeugnis.

Diese Feststellungen dürfen uns heute nicht als überflüssig erscheinen. Wer dem evangelischen Gottesdienst irgend gerecht werden will, kann von ihnen nicht Abstand nehmen. Die Predigt ist und bleibt ein unveräußerlicher Bestandteil unsrer kirchlichen Feier. Jeder Widerspruch gegen diese Forderung, wie ihn gerade wir Verehrer der kirchlichen Musik oft erheben möchten, wird schon durch die Tatsache unmöglich gemacht, daß Kirchgänger ohne Tongefühl und ohne musikalische Veranlagung leider nichts Seltenes sind. Für sie bedeuten die Werke der Tonkunst eine Art „Zungenrede“, der sie verständnislos gegenüberstehen. Und das Gebot der Bruderliebe, die wir ihnen schulden, darf doch am wenigsten im Gottesdienst verleugnet werden.

Um es nun aufs kürzeste zu sagen — wir bedürfen durchaus dreier Formen gottesdienstlicher Veranstaltung.

1. Besondere Feiern, in denen das freie Gegenwartswort allein den Inhalt bestimmt. Unsrer Gemeinden begehren mit Recht eine regelmäßige und ausgiebige Schriftauslegung. Evangelisches Christentum ist Bibelchristentum; daran kann nicht gerüttelt werden. Allein ich denke hier keineswegs nur an Bibelstunden im engsten Sinne des Wortes, sondern z. B. auch an regelmäßig wiederkehrende Zusammenkünfte, in denen gewichtige Zeitfragen in das Licht evangelisch-christlichen Bewußtseins hineingerückt werden. Ich meine die Problempredigt. Hier muß sich, ungehindert durch viel liturgische Zutat, der freie Strom gottesdienstlicher Rede breit und ruhevoll ergießen können. Für die Sicherung kultischer Stimmung sorgen der Raum und die Zeit und die Eigenart der Versammlung, wenn sie anders aus innig beteiligten Christen besteht.

2. Daneben tun uns not Gottesdienste ohne jedes freie Wort, denen zur Genüge, die durch ein anderes Mittel, als das der geistlichen Rede, sicherer und vollkommener mit der oberen

Welt Gemeinschaft gewinnen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dabei Schriftworte zur Verlesung kommen und Gebete gesprochen werden. Aber notwendig ist das nicht. Die Predigt kann jetzt ausschließlich in Tönen geschehen. Unsr große Tonmeister und Tonpropheten haben jetzt das Wort. Wo möglich, in einheitlichen Schöpfungen. — Aber, wohlgemerkt, es handelt sich um Gottesdienste. Dazu gehört, was das Äußere betrifft, Geläut und, wo irgend tunlich, freier Zutritt und gemeinsamer Volksgesang — zum mindesten am Schluß; dazu gehört, was das Innere anlangt, kultische Stimmung und dementsprechend streng gottesdienstliche Haltung bei allen Beteiligten. Nicht ein „Publikum“ wird vorausgesetzt, sondern eine Gemeinde; nicht ein Ohrenschmaus ist gemeint, sondern ein wahrhaft frommes Erlebnis.

3. Wir erstreben die Vereinigung beider Formen in dem sonn- und festtäglichen Morgengottesdienst. Was wir wollen, ist Hebung und Steigerung des einen Mittels der Darstellung durch das andere. Daß die Musiker durch das Wort der Predigt begeistert werden, ist zu wünschen; daß der Prediger durch die Macht der Töne beflügelt und emporgetragen wird, ist zu fordern. Beide können es brauchen. Die Predigt tritt hier in einen gefährlichen, aber auch segensreichen Wettbewerb mit der Himmelsmacht der *Musica sacra*. Wird sie dadurch gedrängener, kürzer, so ist es gut; wird sie dadurch befreit von den Schlacken trockener Doktrin und vor allem vom elenden Parteigeist, — Gott sei dafür gepriesen! Sie braucht darum wahrlich nicht minder ernst, zur Buße rufend, anfassend und praktisch zu sein; denn das alles sind die Töne unsrer großen Meister auch, — parteiisch freilich nicht.

2.

Sind wir erst jetzt bei unserm eigentlichen Gegenstande angelangt, so werden sich doch die bisherigen Ausführungen hoffentlich als nutzbringend erweisen. Von den drei Formen gottesdienstlichen Lebens beschäftigt uns die dritte: der musikalisch zu bereichernde Morgengottesdienst an Sonn- und Festtagen.

Wir beginnen mit dem Einfachsten. Auch guter Volks-

gesang ist bereits Kunstübung. Wir bemühen uns in diesem Gedenkjahre der Reformation um die Melodienkunde in unsern Gemeinden, vor allem um Kenntniss der reformatorischen Lieder und Begeisterung für sie. Wie sehr es dieser Arbeit bedarf, ist offenkundig. Das Lied der Reformatoren soll uns wieder „Mark in die Knochen und Stahl ins Blut“ bringen. Es soll uns den Geschmack am Verbrauchten und Alltäglichen, vollends aber am Kleinlichen, Seichten, Englisch-Amerikanischen gründlich verderben. Und wir wollen unsre Gemeinden gewöhnen, den Grad ihrer eigenen Lebendigkeit und Rührigkeit, ihrer Bekenntnistreue und Zurechnungsfähigkeit zu messen an dem Reichtum, der Frische und der Kraft ihres Choralgesangs. Es handelt sich, wie wir alle wissen, beim kirchlichen Volksliede um eine Tat Luthers, die auch der katholischen Kirche Deutschlands zu Statten gekommen ist, im Gegensatz zu den Romanen, die davon nichts wissen.

Freilich, mit der Gesundung unsres Gemeindegesangs steht in engster Verbindung die Hebung des Orgelspiels im Gottesdienst. Hier herrschen vielfach noch trostlose Zustände — einerseits eine Unkultur, die zum Himmel schreit, andererseits eine Überkultur, die sozusagen nach der Polizei ruft. Die katholische Kirche überflügelt uns in sorgsamer Ausbildung ihrer Organisten. Aber sie scheint auch nach der anderen Seite hin in günstigerer Lage zu sein. Ich glaube nicht, daß sie sich gefallen läßt, kirchliche Volksweisen begleiten zu lassen, als handelte es sich um Lieder von Hugo Wolf oder um Gesänge von Richard Strauß. — Daneben ist dringend anzuraten, daß die Herren Organisten im Gottesdienst die klassischen Choralbearbeitungen stets im Vordergrunde bleiben lassen. Für einen erheblichen Ausschnitt unsrer Kirchgänger ist die absolute Orgelmusik, wenn ich sie so nennen darf, zu hoch und schwer. Sehr viele gewinnen kein Verhältnis zu ihr. Der Durchschnitt unsrer Kirchenchristen bedarf der Anlehnung an die bekannten, vertrauten Linien unsrer Choralweisen. Nicht nur, weil das Wiedererkennen Freude macht, sondern weil er mit diesen Motiven Lernerinnerungen verbinden kann, die ihm auch erst die Eigenart der Musik verständlich machen. Ist beides ausgeschlossen,

so tritt für die große Menge mit dem Orgelspiel ein Vakuum, ein leerer Raum ein, der die Gefahr der völligen Geistesabwesenheit mit sich führt. Die freie Orgelphantasie gehört in den äußeren Rahmen der Feier hinein. Und hier gelte der Grundsatz: Man überspanne die Anforderungen an den Hörer nicht, aber man mühe sich, ihn zum Verständnis des Größten zu erziehen!

Vom Altargesang nur ein kurzes Wort. Wir haben ihn da, wo er eingebürgert ist, nicht nur aus geschichtlichen Gründen, sondern vor allem deshalb zu schätzen, weil er für den Gottesdienst Formenbereicherung durch ein beachtenswertes, altkirchliches Ausdrucksmittel bedeutet, das Vielen überaus teuer ist. Gemeingut unsrer Kirche kann der Altargesang nicht werden; Versuche, ihn irgendwo neu einzuführen oder gar aufzunötigen, haben erfahrungsmäßig üblen Erfolg.

Dagegen ist der kirchliche Chorgesang allenthalben in erfreulichem Vordringen begriffen, und ihm gehört, wie wir sehnlich wünschen und zuversichtlich hoffen, eine große Zukunft. Ob er von Orgel und Instrumenten begleitet wird oder nicht, ist eine vergleichsweise gleichgültige, vielerorts lediglich eine praktische Frage. Grundsätzlich sollen wir beide Formen wollen. — Wesentlich ist jedoch, daß wir den kirchlichen Chorgesang als Wechselgesang verstehen. Auch einstimmiger Gesang kann Chorgesang sein, wenn er mit anderem Gesange in Wechselwirkung tritt. Mit Recht wird z. B. Luthers *Tedeum* in unsern Gesangbüchern auf „Chor I“ und „Chor II“ verteilt, obwohl es in der Regel ohne Mehrstimmigkeit ausgeführt wird. Diese gesangliche Betätigung ist die gesunde Grundlage für alles Chorsingen in Kirche und Gottesdienst und eine Sicherung gegen planlose, willkürliche, anorganische Verwendung bloßer „Einlagen“ in unsre kirchliche Feier. Sobald eine der singenden Gruppen sich zur Mehrstimmigkeit aufschwingt, ist auf dem natürlichsten Wege die festtägliche Form der Kunstbetätigung erreicht, die wir allerorten zu erstreben haben. Erst von hier aus ist dem vielstimmigen Gesange innerhalb der Gemeindefeier das Recht der Mitwirkung zuzugestehen. Denn auch dort, wo er nicht in unmittelbarem und gleichartigem Wechsel mit

dem Volksgefange tätig wird, soll er doch so geartet sein, daß er entweder zu der soeben laut gewordenen Stimme des Volks seinerseits Bestätigung, Bekräftigung, erklärende Zustimmung hinzufügt, oder daß die Gemeinde dem, was der Chor gesungen hat, von sich aus ein machtvolles Ja und Amen folgen lassen kann. Ich halte dafür, daß allein von diesem Standort aus auch alle Stilfragen nach Wahl und Einordnung wahrhaft kirchlicher Tonwerke ihre befriedigende Erledigung finden werden. Nur das ist als gottesdienstliche Tonkunst zuzulassen, wozu der Choral der Gemeinde paßt wie Widerhall zum Hall oder wie Hall zum Widerhall.

Liliencrons Bemühung um den de tempore-Choral Bachs für den sonntäglichen Gottesdienst in Dom und Dorf zeigt in der That den Weg. Allerdings bildet die Voraussetzung für ihn das Festhalten an der Ordnung der sogenannten altkirchlichen Evangelien — nicht als ständig wiederkehrender Predigttexte (das ist unmöglich!), wohl aber als festzuhaltender Schriftverlesungen oder auch als irgendwie kenntlich zu machender Grundlinien für die jeweilige Feier; d. h. der Text der Predigt oder der biblische Leseabschnitt wird unter deutlicher Rücksichtnahme auf das alte Evangelium des Tages gewählt. Sollte sich aber auch diese Wegweisung als eine zu enge Schranke fühlbar machen, so halte man wenigstens an dem Gesetze fest: Der verwendete, mehrstimmige Choral füge sich in den geschlossenen, einheitlichen Gedanken, der der gesamten Feier (als Ganzem und in allen ihren Teilen) zugrunde liegt, organisch ein!

Ist dies erreicht, dann mag sich der Kunstgesang (auch als Einzelgesang) nun auch in anderen Formen frei ergehen, doch immer nach Maßgabe harmonischen Zusammenklangs mit der gesanglichen Betätigung der Gemeinde. Damit sind wir nun zu dem Thema hingelenkt worden, das, wenn ich recht sehe, für diese Versammlung im Vordergrund des Interesses steht, zur Verwendung der Bachschen Kirchenkantate im Gottesdienst.

3.

Über die musikalische Seite der Frage wird wohl mein Herr Mitreferent alles Nötige sagen. Er wird uns gewiß auch die technischen Schwierigkeiten nicht verschweigen, mit denen wir zu ringen haben. Mir sei es erlaubt, zunächst Albert Schweizers Aufstellungen zu erwähnen, der uns (S. 821) die Bachschen Kantaten namhaft macht, deren Wiedergabe (im Ganzen oder in einzelnen Teilen) verhältnismäßig leicht genannt werden kann, insbesondere die, zu deren Wiedergabe nicht notwendig ein Orchester gehört.

Sehr erheblich sind die Hindernisse, die uns die Texte verursachen. Woldemar Voigt und Rudolf Wustmann haben uns in dieser Richtung dankenswerte Handreichung geleistet. Aber wir werden von vornherein feststellen dürfen, daß in vielen Fällen die Textschwierigkeiten unüberwindlich sind.

Der Notstand ist nicht der, daß die Sprache Henricis, Picanders, Salomo Francks nicht unsre Sprache ist. Darin liegt an sich eher eine Empfehlung. Es ist m. E. ganz in der Ordnung, daß, abgesehen von der Predigt, die sich als Gegenwartszeugnis durchaus in den Bahnen der gebildeten Ausdruckweise unsrer Zeit bewegen soll, — alle anderen im Gottesdienste verwendeten Mittel die Patina eines vergangenen (wenn möglich, klassischen) Zeitalters an sich tragen. Schleiermachers Grundsatz, eine Liturgie sei um so unbrauchbarer, je moderner sie sei, entspricht durchaus unserm liturgischen Gefühl und Urteil. In unserm Gesangbuch sollen die Bekenntnisse und Gebete der Väter aus 4 oder 8 Jahrhunderten, so weit irgend möglich, unangetastet bleiben. — Die Gemeinde hat ein Anrecht auf diese Mannigfaltigkeit der Zungen, diesen Reichtum ihrer Geschichte, der in ihren einzelnen Strömungen und Richtungen wie in den unterschiedlichen Persönlichkeiten obendrein fortlebt.

Allein mit den Texten der Bachschen Kantaten hat es doch noch seine besondere Schwierigkeit. Hier ist mit der Glättung des einzelnen Wortausdrucks, mit der Beseitigung auffälliger, ästhetischer Anstöße — so schwierig schon diese häufig ist — noch nicht viel erreicht. Das eigentliche Ärgernis liegt gar-

nicht in der altmodischen Wortwahl oder dem verunglückten Satzgefüge oder dem Mangel an Poesie; er liegt in der eigentümlichen, fremdartigen Farbe, Ausprägung und Stimmung der Frömmigkeit, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts weithin herrschend gewesen ist, z. B. in der Form der Jesusliebe, die, sei sie zärtlich, sei sie leidenschaftlich, sich oft auf einer Linie bewegt, zu der dem Durchschnitt unsrer Mitchristen jeder Zugang fehlt.

Man wird sagen: das ist doch auch bei vielen Erzeugnissen der kirchlichen Lyrik in unserm Gesangbuche der Fall, die demselben Zeitalter oder auch einem anderen entstammen. Und zu diesen Ergüssen frommer Stimmung hat das Kirchenvolk von heute schon lange ein Verhältnis gewonnen. Wir sind, — ich will es so ausdrücken — heute „gebildet“ genug, um uns auch in diese Bahnen der Andacht gelegentlich finden und uns, unbeschadet unsrer andersartigen Grundstimmung, wenigstens vorübergehend an solchen Erzeugnissen aufrichtig freuen und erbauen zu können. Schließlich geht es uns doch auch biblischen Bekenntnissen und Frömmigkeitsäußerungen gegenüber ganz ähnlich; eine gewisse Anpassung und Umsezung in unsern Erfahrungsbereich muß auch da Platz greifen.

Indessen ist die Lage der Dinge hier doch vielfach eine andere. Bei unserm Gesangbuch handelt es sich um alten Besitz und lange Gewöhnung; auch hilft uns eine verständige Wahl und Beschränkung dazu, wirklich Unübertragbares und Ungesundes einfach zu meiden. Dagegen will die Bachsche Kantate sich ihren Platz in unserm Gottesdienst an den meisten Orten erst noch erobern, und eben das wird ihr durch die Eigentümlichkeit ihrer Geistesart, die, vollends in ihrer musikalischen Urgestalt, weder kirchlichen noch deutschen Ursprungs ist, außerordentlich erschwert. Geht das Bibelwort etwa einmal in der Verstiegenheit des frommen Zeugnisses über die Mittellinie des Anwendbaren und Nachzuerlebenden hinaus, so bleibt dem Prediger die Möglichkeit der Deutung und umschreibenden Rechtfertigung. Dazu kommt, daß in der Kantate die häufige Wiederholung derselben Gefühlsäußerung, derselben Worte, vor allem in den Arien, — an sich schon für Viele schwer ver-

ständig und eingängig, — die Aufnahme in unser Bewußtsein nicht erleichtert.

Doch eins will daneben noch besonders beachtet sein. Hätten wir es bei der Einführung der Kantaten überall nur oder vorherrschend mit Hörern zu tun, die dem kirchlichen Leben und seinen mannigfaltigen Ausdrucksformen seit lange innig anhängen, so würde der Weg uns um vieles gebneter sein. Nun aber geht es uns eingestandener Maßen auch darum, solchen, die den Geschmack und das Bedürfnis für kirchliche Gemeinschaft und gottesdienstliches Erleben mehr oder weniger verloren haben, diese hohen Güter lockender und anziehender zu machen. Wir müssen mit „Gästen und Fremdlingen“ rechnen, die den musikalischen Genuß der Kantate schätzen oder schätzen lernen, die aber zu den Terten Bachs vielleicht eine Stellung einnehmen, wie wir alle sie etwa Mozarts Opern gegenüber behaupten, deren vielfach läppischen oder doch ganz minderwertigen Wortlaut wir um der himmlischen Töne willen gestroft in Kauf nehmen.

Ich brauche kein Mißverständnis zu fürchten. An den Terten Bachscher Kantaten hat sich unser verewigter Freund Rudolf Wustmann, wie mir seine Gattin schreibt, noch in den letzten Stunden seines schmerzenreichen Lebens herzlich erquickt. Und ein Ähnliches wird mir auch von anderen Lesern jenes Textbuches ernsthaft versichert. Aber auf Geister dieser Art kann unsre Kirche in der großen Mehrzahl der Fälle leider nicht zählen. Und es entspricht weder der Würde noch den Absichten der evangelischen Kirche, in ihre Gottesdienste Bestandteile aufzunehmen, die von den Beteiligten zur Not als Kuriositäten ertragen, im ganzen aber doch als Fremdkörper empfunden und, soweit es sich um die Texte handelt, innerlich abgelehnt werden. —

Es ist notwendig, sich diese Schwierigkeiten recht deutlich zu vergegenwärtigen. Nicht, damit wir die Flinte ins Korn werfen. Keine Rede davon. Bachs Kantaten können nur in der Kirche so zur Geltung kommen, wie der Meister es gewollt hat. Im Konzertsale kann das niemals gelingen. Wissenden darf ich noch mehr sagen: der Kirchenraum genügt

hier nicht, nur der kirchliche Gottesdienst schafft den Rahmen, der zu diesen Werken gehört. Der Zusammenhang mit Schriftwort, Gemeindelied, Predigt ist nicht nur unschätzbar wertvoll; er ist in vielen Fällen die Voraussetzung zum Verständnis der Absichten Bachs und damit zur Wirkungsmöglichkeit seiner Schöpfungen.

Also bleibt uns gar keine Wahl. Wollen wir dieses kostbare Vermächtnis nicht einer neuen Vergessenheit verfallen lassen, so muß ihm die Kirche den Eintritt in das Heiligtum ihrer Feierstunden gewähren. Dann aber sind einige Schutzmaßregeln angezeigt, die ebenso den Werken wie der Gemeinde, für die sie geschaffen wurden, zum Besten dienen sollen.

1. Beschränkung in der Auswahl, auch und namentlich unter Berücksichtigung der Textfrage. Zwischen 1712 und 1734 sind Kantaten entstanden, denen besonders mißliche Dichtungen zu Grunde liegen. Als Ideal gelte uns die auf Bibelwort und Choralstrophen sich gründende Tonschöpfung. Das in sich Vollkommenste bietet daneben z. B. der Actus tragicus („Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit“).

2. Die Choralkantate muß vor der Chorkantate, die Chorkantate muß vor der Solokantate den Vortritt haben. Den Vortritt — zunächst im erziehlichen Sinne. Erst wer mit den Choral- und Chorkantaten vertraut geworden ist, wird ein Verhältnis zu den Solokantaten gewinnen. Aber auch einer Hörerschaft von Kennern wird im Gottesdienst das gleiche Werturteil immer noch nahegelegt sein. Der Solokantate haftet mehr Vergänglichkeit an, mehr begrenzter Zeitgeschmack, mehr Rücksicht auf die zufälligen Umstände der Schöpfungstunde. Die Tatsache, daß die Solokantate unter Umständen leichter zur Aufführung zu bringen ist, ändert an der mangelnden Gemeindemäßigkeit vieler dieser Werke nichts.

Ich halte Philipp Spittas Urteil über die unkirchlichen Subjektivismen in manchen Kantaten für engherzig. Aber ein gutes Korn Wahrheit liegt in seiner Anschauung. Nehmen wir als Beispiel die Sopranarie „Ich wünschte mir den Tod, wenn du, mein Jesu, mich nicht liebtest“ aus der Kantate „Selig ist der Mann“. Das Stück ist von wundervoller

Leidenschaft durchtränkt; ich verzichte darauf, seinen Wert zu würdigen. Aber in einen Gottesdienst von heute verpflanzt, wird es nur sehr schwer zu befriedigendem Eindruck gebracht werden. Nicht die Kraft der Temperamentsäußerung verhindert das, sondern die Seltenheit des Erlebnisses, aus dem dieser lodrende Erguß von überwältigender Echtheit und Wahrheit geboren wurde. — Als mißlich empfinden Viele vor allem den Vortrag von Worten Christi in einer an die außerkirchliche Kunst gar zu störend gemahnenden, ausgedehnten Koloratur.

Oder ein Beispiel aus einer Chorkantate. Das Duett „Komm, mein Jesu, und erquick“ aus „Ich hatte viel Bekümmernis“ gehört sicherlich zu den Perlen seiner Art. Aber um es ganz werten zu können, muß man nicht nur die Hoheliedpoesie in ihrer geistlichen Umdeutung geschichtlich verstehen; man muß auch im Stande sein, irgend einen Zustand im eigenen inneren Leben mit diesem Zwiegespräch der „in ihren Jesum verliebten Psyche“ in Beziehung zu setzen. Vollends aber fragt man sich: welches soll der Rahmen kirchlicher Feier sein, in den sich dies Duett und damit die Kantate als solche aufs natürlichste einordnen ließe?

3. Notwendig ist ohne Zweifel in vielen Fällen die Kürzung der Kantate, z. B. durch Ausschcheidung eines oder mehrerer Rezitative, so bedenklich das auf den ersten Blick erscheinen mag, und so überzeugt wir alle sein werden von dem hohen religiösen Werte vieler dieser Tonpredigten und =gebete.

4. In den Dakapo-Arien empfiehlt sich durchweg der Verzicht auf die Wiederkehr, der ja auch manches Mal logisch gerechtfertigt, wenn nicht geboten ist.

Endlich 5. als das wichtigste Erfordernis betrachte ich die geduldige und planmäßige Erziehung der Ausführenden wie der Empfänger durch die Presse, durch Kommentare (wie sie z. B. Dr. Heuß, Otto Richter und andere zu geben wissen), durch geeignete Gestaltung der Textzettel, vor allem doch durch die praktische und verständige Ausführung. — Dies die unumgänglichen Vorsichtsmaßregeln.

Ob die Kantate vor die Predigt tritt, ihr den Weg zu den Herzen zu bahnen; oder ob sie der Kanzelrede folgt, um deren

wesentlichen Inhalt eindrücklich in den Gemüthern zu befestigen; ob sie — wie es im Falle der zweiteiligen Kantate das Gegebene ist — die sonntägliche Betrachtung umrahmt, ist von Fall zu Fall zu entscheiden. Leicht ist die organische Eingliederung durchaus nicht immer. Wir sind darin noch Lernende, ja Tastende.

Zu erwägen ist, ob wir nicht auch Szenen aus den Passionen als Kantaten in den Gottesdienst aufnehmen könnten, und zwar nicht nur in der Passionszeit.

Zum Schluß wollen wir den Blick noch einmal der allgemeinen Frage zukehren: die reichere musikalische Versorgung des Gottesdienstes. Wir denken noch einmal an unsern Bruder-Slowak in der schlesischen Dorfkirche. Was wir erreichen möchten, ist dies, daß die Stimme Gottes, die durch das Wort von uns Predigern selten, und auch dann oft recht matt und dünn, zu unsern Mitschriften dringt, durch der Töne Allgewalt eindringlich, unwiderstehlich, überwältigend sich bezeuge. Das Andere aber ist uns ein nicht minder großes Anliegen: wir möchten es dahin bringen, daß unsre großen Meister uns und unsresgleichen auf mächtigen Schwingen emportragen vor das Angesicht des ewigen Gottes, in dessen Dienst sie gestanden. Ich will es aufs bescheidenste aussprechen — die Andachtsmöglichkeit, für den einzelnen wie für die Gesamtheit der Kirchgänger, in unsern Gottesdiensten ein wenig zu erhöhen, das wirkliche Feiern und Anbeten anbahnen zu helfen, das ist, was wir wollen.

Musik allein macht das freilich nicht. Eins muß vor allem uns wieder zu eigen werden: Augenblicke völliger Stille, in denen niemand redet und nichts tönt, so daß die Seele volle Freiheit hat, Gott zu suchen und sich ihm zu neigen; so daß Gott uns zu finden vermag durch eine offene Thür. Wir lechzen nach solchem Erleben. Aber, wenn wir davon absehen, so ist der Tonkunst in unserm Gottesdienst allerdings eine Macht verliehen, die uns zwingt, ihr auch einen größeren Machtbereich zu sichern.

Seien wir gewiß, ein gutes Stück von der Zukunft — nicht des Protestantismus (der ist ein unsterbliches Prinzip), aber der evangelischen Kirche — hängt an der Erfüllung dieser Hoffnung: Mehr Feier, mehr Andacht, mehr Anbetung in unserm Gottesdienst!

Prof. Otto Richter (Dresden):

Den tiefdurchdachten Ausführungen meines verehrten Herrn Vorredners möchte ich noch ein Weniges hinzufügen. Ich werde mich kurz fassen, das liturgische Gebiet nicht ausführlicher berühren, auch die Aufgaben des Chor-, Altar- und Gemeindegesanges sowie des Orgelspiels und der Instrumentalmusik im Einzelnen unerörtert lassen. Desgleichen bitte ich mir zu gestatten, die ländlichen Verhältnisse heut ausschalten zu dürfen. Ich möchte vielmehr eine Sache zur Sprache bringen, die mit unsrer Tagesordnung in unmittelbarem Zusammenhang zu stehen scheint. Es gilt gewisse Vorbedingungen zu erörtern, von deren Erfüllung eine musikalische Bereicherung unsrer Gottesdienste meines Erachtens wesentlich abhängen wird. Es gilt gewisse Vorschläge zu machen, die sich auf nüchterne, vielleicht harte Tatsachen gründen, auf Tatsachen, die mit der Verarmung unseres gottesdienstlichen Musiklebens eng zusammenhängen. Meine Worte werden zur Feierstimmung des heutigen Tages vielleicht in einigem Gegensatz stehen. Schon aus diesem Grunde scheint mir ein Appell an Ihre freundliche Nachsicht dringend geboten.

Die Reformation hatte der Musica sacra prachttvolle Aufgaben zugewiesen. Luther dachte nicht daran, ihr Fesseln anzulegen, — wir wissen das alle. Schon als Eisenacher Kurrendaner hatte er höchstwahrscheinlich die a cappella-Werke der Niederländer kennen gelernt, wenn er auch — nebenbei gesagt — durch schönen Gesang der Frau Cotta kaum aufgefallen sein wird, denn der Knabe zählte damals bereits 15 Jahre, wird also vermutlich im Stimmwechsel gestanden haben. Doch dies nur ganz nebenbei! Ein Bewunderer nieder-